

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 38 (1958-1959)

Heft: 8: Soziologische Probleme

Artikel: Zur Lage der Geisteswissenschaften in der industriellen Gesellschaft

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und organisatorische Aufgabe. Die Schwierigkeit ihrer Lösung ist politischer Art. Sie ist ein Teil einer Grundfrage der politischen Soziologie, nämlich wie es in der industriellen Gesellschaft überhaupt eine politische Öffentlichkeit geben kann, die ihre immer komplizierter und abstrakter werdenden Probleme in einer angemessenen Form erörtert. Damit dies möglich wird, ist es aber nötig, zunächst jene Sozialgebilde zu reorganisieren, die den Aggregatzustand und die Integrationsform der Öffentlichkeit ausgebildet haben und die, trotz innerer Schwäche, immer noch die Hauptträger eines öffentlichen Bewußtseins sind, nämlich die großen Städte.

Die Entstädterung der Großstadt ist jedoch ein Programm, das auf eine Schwächung der politischen Öffentlichkeit hinausläuft und damit auch auf eine Gefährdung der Demokratie. Die Vertreter dieses Programms sind oft entgegengesetzter Meinung. Sie übersehen, daß der Traum Jeffersons von einer großstadtlosen Demokratie nur in einer vorindustriellen Pioniergesellschaft geträumt werden konnte.

ZUR LAGE DER GEISTESWISSENSCHAFTEN IN DER INDUSTRIELLEN GESELLSCHAFT

von HELMUTH PLESSNER

In den Diskussionen über die öffentliche Förderung der wissenschaftlichen Forschung, die in den letzten Jahren im Schatten der Kriegsverluste, in Deutschland auch der Emigrationsverluste nach 1933, und in Anbetracht der stark ansteigenden Kosten für die Forschung und den wissenschaftlichen Nachwuchs geführt werden, spielt auch die Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaften eine Rolle. Werden ihre Entfaltungsmöglichkeiten nicht durch die stets mehr Raum verlangenden Naturwissenschaften und ihre Anwendungsfächer in Technik und Medizin eingeschränkt werden? Darüber hinaus: ist ihnen der Zeitgeist noch günstig und sind sie selber zukunftsträchtig genug, eine desillusionierte Jugend zu begeistern? Stimmt etwa das Urteil Mitscherlichs, die Geisteswissenschaften seien weniger vom Erstickungstod als vom Tod aus Altersschwäche bedroht?

Den folgenden Ausführungen liegen Erfahrungen zugrunde, die in vielen Gesprächen mit jüngeren und älteren Kollegen an westdeutschen Universitäten gesammelt worden sind. Sie finden sich in größerem Rahmen verarbeitet in den 1956 erschienenen «Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer», der ersten wissenschaftssoziologischen Arbeit, welche den Wissenschaftsbetrieb in seiner Wirklichkeit im Lichte der Nachwuchsprobleme zum Gegenstand gemacht hat¹. Vergleichende Erhebungen für andere Länder fehlen bis heute. Dadurch stützen sich unsere Urteile zur Hauptsache auf westdeutsche Verhältnisse und sind nur teilweise auf Verhältnisse anderer Länder übertragbar.

Äußere Hemmnisse

Hießen die Geisteswissenschaften nicht Geisteswissenschaften, woran man sich bei uns seit knapp hundert Jahren gewöhnt hat, sondern Wissenschaften vom Menschen oder wären gar nicht mit der Etikette von Wissenschaft versehen, wie im angelsächsischen Bereich «Arts» und «Humanities», stellte sich wahrscheinlich die hier aufgeworfene Frage nach ihrer Aufgabe und Lebenswichtigkeit für unsere Gesellschaft, nach ihrer Lebensfähigkeit in ihr leichter dar. Warum sollte es in unserer Welt, der freilich romantische Vergangenheitsverklärung fremd geworden ist, keine Ethnologie und vergleichende Sprachwissenschaft, Geschichte und Soziologie geben dürfen? Warum die Beschäftigung mit Kunst und Literatur nutzlos sein? Stünden sie nicht im Zeichen des Geistes und in der anspruchsvollen Pose der Wissenschaft, so hätte das Urteil der Institutionen, welche an ihrer Pflege interessiert sind, Schule und Kirche, Verwaltung und Justiz, für unsere Frage mehr Gewicht.

Im Scheinwerferlicht ihrer Interessen bliebe allerdings sehr vieles unbeachtet, was für Geisteswissenschaften zentral ist, ganze Disziplinen würden überhaupt nicht angeleuchtet und andere, welche die Praxis und der Unterricht brauchen, doch nur schief. Ihr instrumentaler Wert war immer sehr begrenzt und für Pfarrer, Verwaltungsbeamte, Richter, Anwälte und Lehrer vom Stoff her sehr mit Auswahl, von der Form her, d. h. in ihrem spezifischen Wissenschaftscharakter allein insoweit von Interesse, als man an dem Humboldtschen Prinzip der Einheit von For-

¹ «Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer», hg. v. H. Pleßner. 3 Bde., Göttingen 1956. Band 1: Nachwuchsfragen im Spiegel einer Erhebung 1953—1955. Bearb. von I. Asemissen, R. Frenzel, D. Goldschmidt, Chr. Graf v. Krockow, H. Pleßner. Band 2: Stellenplan und Lehrkörperstruktur der Universitäten und Hochschulen in der Bundesrepublik und in Berlin (West) 1953/54. Bearb. von A. Busch. Band 3: Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864—1954. Bearb. von Chr. von Ferber.

schung und Lehre festhielt. Dieses Prinzip, nach dem gerade unsere Universitäten im 19. Jahrhundert ihren Vorsprung gegen England und die romanischen Länder gewannen, sollte nicht leichtfertig preisgegeben werden, auch wenn es den genannten Institutionen nicht mehr so selbstverständlich ist, wie es ihnen, wenigstens offiziell, bis 1914 war. Sie legen heute noch weniger als früher darauf Wert, daß ihre Lizentiaten und Referendare promovieren und nach dem Staatsexamen den Kontakt zur Universität weiter pflegen, sondern suchen sie so bald wie möglich in ihren neuen Arbeitsbereich zu inkorporieren. Mögen Kirche, Verwaltung und Justiz (aus sehr begreiflichen Gründen) schon immer diese Politik verfolgt haben — weshalb die Nachwuchssorgen der juristischen Fakultäten bei uns seit fast hundert Jahren, d. h. also noch vor der Zeit des Wirtschaftsjuristen, nicht abreißen —, die Höhere Schule jedenfalls machte davon eine Ausnahme und ist erst relativ spät zur Politik des eigenständigen Interesses übergegangen. Natürlich soll man hier nicht generalisieren. Wir haben immer noch angesehene Anstalten, die ihre Tradition als Gelehrtenenschule pflegen oder ihren Ehrgeiz darein setzen, der Wissenschaft eine Elite zu liefern, aber sie bilden eine schwindende Minderheit. Der junge Lehrer soll am liebsten vergessen, was er auf der Universität getrieben hat und sich auf sein Erzieheramt vorbereiten, soll «schulisch» und «jugendgemäß» denken lernen.

Daß diese Besinnung aufs Eigenständige eine wachsende Entfremdung von der Forschung bedeuten muß, wird niemand bestreiten. Bis zum ersten Weltkrieg pflegten viele Gymnasien in den «Programmen» den Kontakt ihrer Lehrer mit wissenschaftlicher Arbeit. Man hat sie aufgegeben, hat den Professortitel durch den Oberstudienrat ersetzt und damit die Emanzipation der Schule von der «Gelehrten Welt» auch symbolisch vollzogen. Die Gründe liegen auf der Hand. Die Höhere Schule bereitet schon seit langem nicht mehr nur auf die akademischen Studien vor, das Abitur hat zu einem erheblichen Teil die Funktion des Einjährigen übernommen, weil ein weit höherer Prozentsatz als früher rascher nach oben drängt bzw. dahin von Wirtschaft und Verwaltung gedrängt wird und im übrigen für die Frauen keine anderen Ausbildungswege geschaffen (d. h. von ihnen geduldet) werden als die männlichen. Solchem Überdruck mußte die Schule nachgeben. Der mangelnden Anziehungskraft des Lehrerberufs in einer Zeit chronischen Lehrermangels — von den kriegsbedingten Notständen einmal ganz abgesehen —, in einer Zeit gesellschaftlicher Transformation und damit weitgehender Desorganisation des Verhältnisses zum Elternhaus glaubte man mit einer, wie man so gern sagt, neuen «Sinngebung des Lehrerseins» am wirksamsten begegnen zu können.

Die öffentlichen Institutionen der akademischen Praxis helfen also der geisteswissenschaftlichen Forschung weniger als früher, auch wenn sie im Prinzip die Einheit von Forschung und Lehre für die Vorbildung

nicht in Frage ziehen — der Philologenverband wäre empört, wenn man ihm Gegenteiliges unterstellen wollte —, aber in Wirklichkeit nimmt der Widerstand gegen das Prinzip zu. In der Epoche des Massenstudiums kann es auch gar nicht anders sein. Humboldt hatte die vorindustrielle Gesellschaft mit ständischen Privilegien vor Augen, in der nur wenige studierten und der Bedarf an Natur- und Geisteswissenschaftlern überhaupt nicht zählte. Es gab Theologen, Juristen und Mediziner; die philosophischen Fakultäten entfalteten sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts. Mit dem dann einsetzenden Aufschwung der bürgerlich-industriellen Gesellschaft entstand die Fülle der höheren Schulen gymnasialen und realgymnasialen Gepräges und der Bedarf an akademisch gebildeten Lehrern. Solange die gesellschaftlichen Vorurteile den Besuch der höheren Schulen und damit den Zugang zur Universität den höheren und wohlhabenden Schichten vorbehielten, wurde die soziale Basis für das Humboldtsche Prinzip nicht entscheidend gestört. Das änderte sich aber, wie man weiß, in der Wilhelminischen Periode sehr rasch. Durch die Gleichstellung der Oberrealschulen mit den Gymnasien und durch die Gründung der Technischen Hochschulen bzw. Handelshochschulen nahm die Zahl der Akademiker erheblich zu und veränderte sie natürlich auch strukturell, die Professoren, die Praktiker und die Studenten.

Ihre soziale Zusammensetzung hat sich eine Zeitlang nach der kleinbürgerlichen Seite verschoben; man darf aber von den reichlich globalen Angaben der Statistik nicht zuviel erwarten. Heute spielen Akademiker-väter schon wieder eine größere Rolle, doch besagt das wenig, weil der Akademiker selbst sich in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen sehr stark gegen früher gewandelt hat. Auffallend ist weiterhin in der Statistik die geringe Zunahme von Arbeiterkindern in der Studentenbevölkerung, die z. T. mit der Verdeckung durch andere Berufsbezeichnungen für die Väter erklärt werden kann, wesentlich aber wohl auf eine noch wirksame Scheu vor dem akademischen Beruf, nicht zuletzt auf Unterschätzung seiner materiellen Möglichkeiten zurückgeht. Besser gesagt: auf eine richtige Einschätzung des Verhältnisses der Kosten für das lange Studium zu den dann gebotenen Verdienstmöglichkeiten. Die Anziehungs-kraft der akademischen Stellung als solcher ist für diese Schichten eben zu klein.

Mag also aufs Ganze gesehen in der Riesenmasse der Studenten der Anteil universitätsferner Elternhäuser auch relativ zugenommen haben, so bilden, und besonders für das Studium der Geisteswissenschaften innerhalb der philosophischen Fakultät, das Mißverhältnis zu der Zahl der Dozenten und Assistenten und die große Zahl studierender Frauen deutlich anweisbare Faktoren für das Anwachsen des Desinteresses an geisteswissenschaftlicher Forschung. Natürlich wirken sich die gleichen Umstände überhaupt an der Universität aus, aber die juristische und die medizinische Fakultät rechnen im vornherein mit Menschen, die in die

Praxis wollen; die Leute mit theoretischer Ambition bilden bei ihnen eine verschwindende Minorität. Für die Natur- und Geisteswissenschaften liegen die Dinge anders, schon weil hier entweder die Praxis (so in der Industrie) besonderen Wert auf theoretische Qualifikation legt oder aber (so in der Schule) sich gegen sie zunehmend feindlich zeigt. Damit entsteht ein dem Humboldtschen Prinzip direkt entgegengesetztes Gefälle: die wissenschaftlich Unbegabten haben im Lehrerberuf immer noch gute Chancen. Da unsere Schulen die Promotion nicht fördern (wie etwa in Holland durch höhere Einstufung des Promovierten), werden die Geisteswissenschaften, soweit sie Schulfächer sind, einer wachsenden Indifferenz an ihren Problemen ausgesetzt; am fühlbarsten in den Massenfächern der Neuphilologie Deutsch, Englisch, Französisch, die einen besonders hohen Prozentsatz von Frauen haben, von denen sich der weitaus größte Teil zu anderem berufen fühlt als ausgerechnet zur Wissenschaft. In jedem Falle wollen sie im Studium geführt werden und sind, schon aus dem Gefühl der Unsicherheit, von einem Fleiß, der mehr zur Schule als zur Hochschule paßt. Unter dem Druck der großen Zahlen hat sich diese Haltung unter den Studenten der geisteswissenschaftlichen Massenfächer, zu denen auch die Historiker gerechnet werden müssen, verbreitet, und solange es an zusätzlichen Lehrkräften und an Abschlußprüfungen für bescheideneren Ansprüche (Magister, Diplom) fehlt, wird der Druck des Betriebes, da dieser dem Humboldtschen Prinzip nicht mehr genügen kann, dem wissenschaftlichen Geiste abträglich sein. Es wird ein der Forschung günstiges Klima auf die Dauer ruinieren.

Wir müssen uns, so hart das auch der Humboldtnachfolge ankommt, mit der Notwendigkeit abfinden, den Unterrichtsstil für undergraduates und graduates so zu differenzieren, wie es dem tatsächlichen Bedarf der Schulen und der Unmöglichkeit, an große Massen Forderungen wissenschaftlicher Tätigkeit heranzutragen, entspricht. Das braucht auf der Unterstufe nicht zum Paukbetrieb abzusinken, aber wenn die Höheren Schulen dem Ideal «ganzheitlicher Erziehung» nachstreben, wird den Universitäten nicht erspart bleiben, den studentischen Anfängern die nötigen Tatsachen- und Sprachenkenntnisse beizubringen und dafür zu sorgen, daß die des Schreibens und Lesens Unkundigen nicht erst am Staatsexamen scheitern.

Mit diesen Widerständen, die der industriellen Gesellschaft nur teilweise inhärent sind und, temporär jedenfalls, durch die mangelnde Anpassungsfähigkeit der Universitäten an sie, nicht zuletzt aber gerade durch die Fixiertheit an einem zur Fiktion gewordenen neuhumanistischen Bildungsideal der Goethezeit hervorgerufen werden, dürften die äußeren Hemmnisse für die Pflege der Geisteswissenschaften bezeichnet sein. Sie lassen sich organisatorisch weitgehend überwinden. Vorausgesetzt, daß es gelingt, überständig und fiktiv gewordene Ideale, die ihre Wirkungsmöglichkeit verloren haben, preiszugeben. Damit sind wir aber

schon bei den inneren, den endogenen Schwierigkeiten der Geisteswissenschaften selbst, die ihr Verhältnis zur industriellen Gesellschaft belasten.

Innere Schwierigkeiten

Viele von ihnen, sicher nicht alle, wie z. B. die klassische Philologie und die Hebraistik sowie die Staats- und Kulturgeschichte, verdanken ihre Existenz der romantischen Philosophie und Weltauffassung. Alle aber haben durch sie eine entscheidende Vertiefung aus Hegels Konzeption des Geistes erfahren. Von ihr haben sie ihren anspruchsvollen Namen, der sich sogar in Deutschland gegen den Rickertschen Reformvorschlag, lieber von Kulturwissenschaften zu reden, gehalten hat. Dieses Pathos, aus dem die methodischen Gedanken der Vergleichung und Verwandtschaft zwischen den entlegendsten und einander fremden Zeugnissen der Sprache und Schrift, der künstlerischen und sozialen Gebilde leben, dieser Respekt vor dem je anderen Geist und Wollen von Völkern und Epochen, dieses Ethos des Sich-selber-auslöschen-Könnens vor dem sachlichen Anspruch einer fremden Welt, zu der man nicht gehört, hat im Deutschland des 19. Jahrhunderts die herrlichsten Blüten getrieben. Vermutlich auch darum, weil es uns an politischem Resonanzboden für die Fortschrittsideen der Aufklärung, für ein Verhältnis zum 17. Jahrhundert fehlte und unser Verhältnis zur Vergangenheit, der bürgerlichen Revolution ermangelnd, auch strukturell ein anderes war (und noch ist) als das englische und das französische. Verloren nun diese Wissenschaften ihren Rückhalt an Romantik und Klassizismus, und daran arbeitete ebensosehr ihre vordringende Erkenntnis, die zur Historisierung der eigenen Ausgangslage führte, wie die soziale Desillusionierung der aufkommenden Industriegesellschaft, so war damit auch das spezifische Bildungsideal der Persönlichkeit außer Kraft gesetzt, die von bürgerlicher Liberalität beflogt gewesen. Der Bildungssinn der geisteswissenschaftlichen Fächer, aus der Erkenntnis von Objekten Selbsterkenntnis zu gewinnen, verflüchtigte sich. Die Forschung geriet aus einer legitimen Zweckfreiheit in ein alexandrinisches l'art pour l'art. Die Phase der Stoffhuberei war erreicht, der Übergang zur Betriebsförmigkeit der Forschung vollzogen.

Damit verbindet nur der eine abwertende Vorstellung, dem geisteswissenschaftliche Arbeit von der Sache her fremd ist. Zweifellos lag in diesem Übergang nicht nur ein Bruch mit der humanistisch-klassizistischen Tradition innerlich und dem Gehalte nach, sondern fast noch peinlicher fühlbar ein Stilbruch in der Behandlungsart geistiger Dinge. Aus den klassischen Büchern der frühen Indologie und vergleichenden Sprachwissenschaft, aus den Schriften Rakes und Droysens oder Jakob Grimms und Savignys, die eben Schriftsteller waren, berührt das Be-

wußtsein des Auftrags im Dienste der Menschheit und das Gefühl für Maß in der Darstellung eines notgedrungenen fragmentarischen Gegenstandes. Diesen schriftstellerischen Takt ließen die Epigonen in dem Maße vermissen, in welchem sie, vom Material überwältigt und von der Betriebsförmigkeit methodischer Arbeit gepackt, dazu übergehen mußten, das Nichtnachprüfbare an den großen Konzeptionen ihrer Vorgänger zu eliminieren. Man braucht nicht gleich so weit wie Ortega zu gehen und die Epigonen gelehrte Barbaren zu schelten. Tatsache ist, daß auch der gelehrte Barbar im Forschungsbetrieb positivistischer Art eine wichtige Funktion erfüllt, für die im Heldenzeitalter des Fachs kein Platz war. Heute überblickt man in vielen Disziplinen einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren und weiß, daß der Positivismus des späten 19. Jahrhunderts nur eine Phase war und keine irreversible Alterserscheinung.

Es war die Zeit konventionell und vage gewordenen Glaubens an wissenschaftliche Arbeit als solche, des nur von wenigen philosophischen Köpfen bezweifelten Vertrauens in ihren zwangsläufigen Fortschritt, auch der Anpassung geisteswissenschaftlicher Arbeit an den Stil der Naturwissenschaften. Eine Zeit der Verbürgerlichung, des Autoritätsverlustes und der ungehemmten Differenzierung in immer neue Spezialismen, der enzyklopädischen Materialsammlungen und Zusammenfassungen in Hand- und Lehrbüchern, die aber dadurch auch die Kräfte der Opposition gegen diese Betriebsamkeit wachrief, nicht zuletzt in den traditionellen Bildungsfächern und in der Philosophie. Der Neukantianismus seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts war bei uns ihre Rückzugsposition gegenüber der positiven Forschung und das Prinzip ihres *laissez faire*. Erst in der Auseinandersetzung mit den Geisteswissenschaften bei Rickert, Simmel und Max Weber, vor allem bei Dilthey wurde er gezwungen, über sich hinauszugehen, um die gesellschaftlich-historische Wirklichkeit in den vom Leben selber errungenen Kategorien zu verstehen. Von Marx und Freud her gesehen nimmt sich die Erneuerung in der Generation um 1900 zahm und reformistisch aus, der Einfluß Nietzsches und Dostojewskis etwa auf die Psychologie ist noch gleich null, aber in den zwanziger Jahren hat sich das Bild völlig geändert, ist die Problematisierung in und am Betriebsstil der historischen und systematischen Geisteswissenschaften in vollem Gange, aufgelockert, entsichert und bereichert durch dichterisches Vorbild, etwa in der Georgeschule, durch Phänomenologie und Soziologie.

Neue Möglichkeiten

Gerade am Fehlschlag neuhumanistischer Wiederherstellungsversuche damals wird deutlich, daß die traditionellen Bildungsfächer mit der Lösung von Klassizismus und Europäismus in die Notwendigkeit ver-

setzt worden waren, eine neue Funktion in der gewandelten Gesellschaft zu übernehmen. Die verklärende Rede von der Bildungsfunktion systematischer Beschäftigung mit Dokumenten und Monumenten hatte den geisteswissenschaftlichen Forschungsbetrieb in seiner positivistischen Phase gegen sich selber abgeschirmt. Und der Vorwurf, daß das alles zu Quietismus und Abseitigkeit führe, traf insoweit zu, als gerade historische Bildung sich selbst nicht mehr in ihrer revolutionären Rolle begriff, die sie für das sich entfaltende Selbstverständnis der Nation gehabt hatte. Unmittelbar daran anzuknüpfen, um sie zu neuem Leben zu bringen, war den Geisteswissenschaften durch ihre innere Verfassung allerdings verwehrt. Sie hatten längst den alten Rahmen ihrer romantischen Ursprungszeit gesprengt; das läßt sich an der Entwicklung der Sprachwissenschaft, Orientalistik, Archäologie, Kunstgeschichte, Ethnologie, nicht zuletzt an der Geschichtswissenschaft sehr genau verfolgen. Aber die volle Entfaltung zum Historismus und damit zur Problematik seiner Überwindung erfolgte wiederum in einem weiteren Horizont von Rationalität als dem des klassischen Fortschrittsgedankens westlicher Tradition. Die Kritik an Positivismus, darwinistischer Entwicklungslehre und Populärmarxismus wie an seinen überalterten idealistischen Gegenpositionen verdanken wir den lebensphilosophischen Impulsen in den Geisteswissenschaften.

Nicht alle sind gleichmäßig davon ergriffen worden. Manche Disziplinen bewahrten ihren alten Stil und verloren für längere Zeit das Interesse der jungen Generation. Sie bekamen sehr bald den Mangel an Nachwuchs zu spüren. Es war bei ihnen nichts mehr los, die Schwerpunkte hatten sich verlagert, Wechsel der Mode, äußere Umstände wie etwa Deutschlands Abschnürung von der weiten Welt durch die Kriege, Inflation und Drittes Reich, innere Ursachen wie der wachsende Abstand zum klassischen Altertum, zu den überlieferten Normen der eigenen nationalen Geschichte, Erschütterung des Vertrauens in Staat und Gesellschaft taten ihr Werk.

Eben diese aus enttäuschem Glauben gewonnene Skepsis war und ist ein günstiger Boden für die Geisteswissenschaften und machte sie in der Zeit zwischen den Kriegen, macht sie aber auch heute wieder (und nicht nur bei uns) zu Nutznießern ihrer eigenen Notlage. Denn sie schuf in den jungen Menschen eine Bereitschaft zur Distanz von ihrer angestammten kulturellen Umwelt, die sich produktiv auswirkt. Wenn Verständnis des Vergangenen und Andersartigen nur dem Menschen gegeben ist, der von sich absehen kann, so läßt sich keine günstigere Situation für ein über die Entfremdung des Vertrauten führendes Erkennen denken als die unsere. Die schmerzliche Wohltat radikalen Infragegestelltseins hat den Geisteswissenschaften zu neuen Augen und Händen nicht nur, sondern zu einem neuen Bewußtsein ihrer Macht verholfen, menschliche Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Es schadet der Sache nicht, wenn der Impuls zur Erkenntnis aus Enttäuschung kommt und nicht

aus einem Bedürfnis nach Verehrung oder aus bloßer Freude am Spiel, wenn statt eines kaum gespürten Hungers nach Wahrheit wenigstens ein echter selektiver Appetit nach solidem Wissen und Begreifen dahintersteht.

Im Verhältnis zur sozialen und politischen Rolle der Naturwissenschaften gewinnen alle diese Dinge ein noch deutlicheres Relief. Der Kontrast zwischen den Summen, die heute für ein Elektronenmikroskop oder ein Zyklotron aufgewendet werden müssen, zu den kümmerlich wirkenden Aufwendungen für geisteswissenschaftliche Apparatur fällt dabei kaum weniger ins Gewicht als der zwischen ihrer sehr verschiedenen Dringlichkeit und Plausibilität. Gerade diese Schwäche ihrer Position verschafft ihnen Freunde. Der Adel des Nutzlosen, dem man mit dem Appell an die ewigen Werte nur eine wacklige Stütze bietet, hat in der verwalteten Welt noch Chancen. Die Erfahrung mit totalitären Regimen hat den Sinn für die Schutzwürdigkeit einer Erkenntnis geschärft, mit deren Hilfe die Gesellschaft ihre Freiheit verteidigen kann.

Für die Öffentlichkeit stehen die Naturwissenschaften im Vordergrund, als Schrittmacher des technischen Fortschritts, der Medizin und der Wirtschaft, als Reservoir militärischer Macht. Sie verkörpern den Typ des Herrschaftswissens in reinster Form. Damit ist der Wahrheitswert ihrer Entdeckungen nicht nur nicht angezweifelt, sondern vorausgesetzt. Was nicht stichhält, lässt sich nicht gebrauchen, zahlt sich nicht aus. Jeder echte Fortschritt im reinen Erkennen liefert der Gesellschaft neue und immer wirksamere Möglichkeiten, Natur zu manipulieren und damit die Gesellschaft an ihre Herrschaft über sie zu versklaven. Ein unumkehrbarer Prozeß von steigender Gefährlichkeit: wenn die Forschung uns einmal Einblick in die intimen Vererbungsvorgänge geben wird, wer hindert dann die Manipulatoren an der Planung menschlicher Substanz?

Die philologisch-historischen Geisteswissenschaften scheinen in dieser Hinsicht höchst ungefährlich zu sein. Sie verkörpern den Typ des Bildungswissens, soweit sie nicht — wie etwa die praktische Theologie oder die dogmatischen Fächer der Jurisprudenz — die Gestaltung menschlichen Lebens zum Gegenstand haben. Als solche sind sie unmittelbare Instrumente der Manipulation und unterliegen dem Willen der Institutionen, denen sie dienen. Dem scheinbar davon freien Bildungswissen aber drohen ideologische Gefahren, einmal von Seiten der Institutionen, wenn sie totalitär werden, zum anderen von ihrer eigenen Erkenntnisart, die nicht die gleiche dem Subjekt entzogene Objektivität garantiert wie der naturwissenschaftliche Erkenntnistyp. Für gewisse Bereiche der Materialsammlung und -sichtung, für Fragen der Echtheit und Datierung, auch der Textgestaltung und Entzifferung mag Objektivität ohne Einschränkung gesichert werden können, darüber hinaus entscheiden intuitive Fähigkeiten, Blick für das Wesentliche, Ansprechbar-

keit in allen menschlichen Dimensionen, welche dem Beweisverfahren nun einmal entzogen sind. Historisches Verstehen ist ohne derartiges Entwerfen und sich selber Einsetzen blutleer und steril, der Felsen gibt kein Wasser her, die Akten, die Bilder bleiben stumm. Hier gehören Wille und Glaube zum Blick auf das Objekt, das von jeder Position aus zu erobern ist und von keiner für immer.

In der These vom Bildungssinn der Geisteswissenschaften blieb diese ihre oppositionelle Potenz einer vielleicht traditionswilligen, bestimmt aber nicht mehr traditionsfähigen Gesellschaft verborgen. An den Erfahrungen ideologischen Mißbrauchs im Dritten Reich und im Osten ist ihr diese latente Kraft zum Bewußtsein gebracht worden. Daß der nivellierten Funktionärsgesellschaft, in die wir unter Führung der Naturwissenschaften hineinwachsen, die Arbeit an diesem beunruhigenden Potential ebenso nötig wie unbequem ist und durch das Massenstudium in Geschichte und neuen Sprachen wie durch die wachsende Indifferenz der Höheren Schule gegen Universität und Wissenschaft gefährdet wird, läßt sich nicht bezweifeln. Daß aber den Geisteswissenschaften durch die kaum noch aufzubringenden Mittel für die technologische Forschung Gelder entzogen würden, ist sehr fraglich. Nur ihr Lehrpersonal, vor allem in den unteren und mittleren Rängen der wissenschaftlichen Stäbe, ist zu klein geworden und wird dadurch, zumal in seinen oberen Rängen, um die für die freie Forschung nötige Zeit und Kraft gebracht. Sie selber sind weder vom Erstickungstod noch von Altersschwäche bedroht, wenn sie sich von biedermeierlichen Idealen lossagen und die ihnen gerade von der industriellen Gesellschaft gebotenen Chancen zu nützen verstehen.